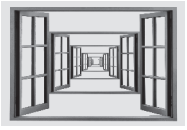
Helmut Lethen, Ludwig Jäger, Albrecht Koschorke (Hg.)

Auf die Wirklichkeit zeigen



Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften. Ein Reader

campus

Auf die Wirklichkeit zeigen

© Campus Verlag GmbH

Schauplätze der Evidenz

Schriftenreihe des IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien

Herausgegeben von Helmut Lethen
Redaktionelle Mitarbeit: Else Rieger

Band 2

© Campus Verlag GmbH

Helmut Lethen, Ludwig Jäger,
Albrecht Koschorke (Hg.)

Auf die Wirklichkeit zeigen

Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften. Ein Reader

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Unterstützung des Vereins Freunde und Freundinnen
des IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-593-50303-5 Print
ISBN 978-3-593-43043-0 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Christoph Schörkhuber, Wien
Umschlagmotiv: © Christoph Schörkhuber, Wien
Bildrechteklärung: Kristina Lindenthal
Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza
Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort 9
Helmut Lethen

Situation der Theorie

Das Mysterium des Realen in der Moderne 13
Albrecht Koschorke

Semantische Evidenz. Evidenzverfahren in der kulturellen Semantik 39
Ludwig Jäger

Ethnografische Evidenz – »No scholar should find humiliating the task of description.« 63
Marcus Twellmann

Rhetorik der Evidenz

Manifest gegen die Evidenz. Tastsinn und Gewissheit bei Lukrez 85
Jakob Moser

Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung 106
Rüdiger Campe

© Campus Verlag GmbH

Die Kürze des Faktums. Textökonomien des Wirklichen um 1800 137
Juliane Vogel

Die Wirklichkeit der Medien

Die Wirklichkeit der Medien. Evidenzen in W. G. Sebalds *Die Ringe des Saturn* 155
Inka Mülder-Bach

Vom Schein, der übrig bleibt. Bild-Evidenz und ihre Kritik 181
Peter Geimer

Gefährliche Nähe. Zehn Anmerkungen zum Tastsinn 219
Niklaus Largier

Über die These vom Eingriff der Medien in die Wahrnehmung 235
Florian Sprenger

Praktiken der Evidenz-Herstellung

Evidentia und Medialität. Zur Ausdifferenzierung von Evidenz in der Frühen Neuzeit 261
Jan-Dirk Müller

Trügerische Evidenz. Bilder als Schauplatz philosophischer Auseinandersetzungen 290
Claus Zittel

»Schauplatz«/»Theatrum«. Heterotopien des Wissens in der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts 326
Thomas Forrer

© Campus Verlag GmbH

Schlagende Evidenz und aufblitzendes Bild. Meditation über Benjamins Liquidierung der historischen Wissenschaft 353
Egon Flaig

Ökonomien der Sichtbarkeit

Kurven und andere Evidenzen: zur Visualisierung der »unsichtbaren Hand« des Marktes 373
Jakob Tanner

Transparenz als Verschleierungsritual. Niklas Luhmanns Aktualität in der Finanzkrise 394
Caspar Hirschi

Bibliografie 404

Abbildungsnachweis 427

Autorinnen und Autoren 429

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

Vorwort

Helmut Lethen

»Die Geschichte hat um den modernen westlichen Menschen, der so reich ist, zahllose Filter, Städte, Werbeflächen, medizinische Versorgungssysteme, Techniken, Versicherungen, ein ganzes Netz aus Stützgerüsten und Gewohnheiten errichtet, das Harte hat Seltenheitswert bekommen für ihn und um ihn herum; das Logische füllt die Bildschirme und Leinwände, bedeckt die Wände und durchzieht seine Arbeit, es hat ihn bei lebendigem Leib verschlungen, er ist rundum eingetaucht in die Welt der kleinen Energien. Um uns aus diesem Schlaf zu reißen, reicht der Empirismus nicht mehr aus […]« (Michel Serres, Die fünf Sinne)[1]

Vage Begriffe können große Unruhe im Feld der Wissenschaften stiften. Als das Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) sich vor acht Jahren zum Schwerpunkt »Kulturen der Evidenz« entschied, war damit die Erwartung verbunden, »*ontologische* Unruhe« in kulturwissenschaftliche Forschungen[2] zu bringen, in denen im Zeichen des *linguistic turn* und des *Radikalen Konstruktivismus* von Wirklichkeit nicht mehr die Rede war. Allerdings stammte die Wendung »Kulturen der Evidenz« aus Schriften des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. In diesem Kontext bezeichnete sie keineswegs eine Neigung zur Ontologie, sondern Wissenspraktiken des 19. Jahrhunderts, in denen die Herstellung von Evidenz technischen Geräten wie dem Fotoapparat anvertraut worden war.

An den in diesem Reader versammelten Beiträgen lässt sich das Abenteuer des Nachdenkens über Evidenz in den letzten zwei Jahrzehnten nachzeichnen. Dieses Nachdenken verfolgt einen mit großer ontologischer wie epistemologischer Fallhöhe verbundenen, insofern wahrhaft schwindelerregenden Parcours; es schwankt zwischen flüchtiger Gewissheit und anhaltender Skepsis. Das Schwindelgefühl hat auch einen, wenn

1 Michel Serres, Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische, Frankfurt am Main 1998 (1985), S. 149ff.

2 Vgl. Helmut Lethen, Der Stoff der Evidenz, in: Listen der Evidenz, hg. v. Michael Cuntz, Barbara Nitsche, Isabell Otto und Marc Spaniol, Köln 2006, S. 65–85.

© Campus Verlag GmbH

man so will, physiologischen Grund: Es rührt aus den Überforderungen des Sehsinns, im Zeichen der Evidenz seine Vorherrschaft auch auf Gebieten der »unsichtbaren Weite des Seins«[3] aufrechtzuerhalten.

Schon 1980 hatte Michel de Certeau festgestellt, dass die Gesellschaft einer »Wucherung des Sehens« unterliege. Sie bewerte »jede Realität nach ihrem Vermögen, sich zur Schau zu stellen«[4]. Der sozio-kulturelle »Schauplatz« der Gegenwart lasse das alte Postulat von der Unsichtbarkeit des Realen nicht zu.

Eine der großen Leistungen der Kulturwissenschaften hat darin bestanden und besteht immer noch darin, zu untersuchen, welche sprachlichen und visuellen Konstruktionselemente die »Effekte des Realen« erzeugen, wie Wirklichkeiten durch routinierte oder unerwartete Techniken einer – sei es aus sich heraus leuchtenden (*evidentia*), sei es als bloß scheinhaft eingestuften – Offenkundigkeit produziert werden. Darüber gerieten das »große Schweigen der Dinge«[5], ihr Eigensinn und ihre Widerständigkeit in Vergessenheit. Einige Beiträge dieses Bandes zeigen, wie schwierig es ist, das Augenmerk auf die Unverfügbarkeit der Dinge zu lenken. Andere sprechen von der »Mystik«, in der wir Dinge, die durch kein Medium geprägt scheinen, erfahren; für Dritte wiederum ist jede Wahrnehmung durch das Vermögen der Sprache gezeichnet, den »Sinn« der Dinge zu generieren. So leuchtet unser Band das Spannungsfeld aus, in dem auch künftige Diskussionen sich werden positionieren müssen.

Das Buch wird von uns als »Reader« bezeichnet, weil auch einige bereits andernorts publizierte Beiträge in leicht aktualisierter Form wieder abgedruckt wurden. Eine Begrenzung unseres Unternehmens liegt darin, dass nur deutschsprachige Abhandlungen aufgenommen wurden und dass das Problem der Evidenz in Naturwissenschaften und Rechtspraxis ausgespart bleibt. Einen nach wie vor nützlichen Überblick über die Diskussion des Evidenz-Problems in angelsächsischen Wissenschaften bietet der Band *Questions of Evidence*, der 1994 in Chicago herauskam.[6] Die ausführliche Bibliografie am Ende dieses Bandes wird allen Lesern, die das Problem der Evidenz in größerem Rahmen verfolgen wollen, nützlich sein.

3 Michel de Certeau, Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 331.
4 Ebd., S. 26.
5 Ebd., S. 327.
6 James Chandler, Arnold I. Davidson, Harry Harootunian, Questions of Evidence, Chicago 1994.

© Campus Verlag GmbH

Situation der Theorie

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

Das Mysterium des Realen in der Moderne

Albrecht Koschorke

Anlässe zur Nachjustierung des Wirklichkeitssinnes

Der Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 löste – neben anderen, weit gravierenderen Folgen – in Kreisen westlicher Intellektuellen eine bestürzte Nachdenklichkeit darüber aus, ob man mit der postmodernen Rede, die Realität habe sich in massenmedialer Simulation aufgelöst, nicht zu weit gegangen sei. Der Schock von 9/11 ließ »die konstruktivistischen Medientheorien« im Rückblick als »fahrlässiges Manöver« einer Spaßgesellschaft erscheinen, und unter Sozialwissenschaftlern kam es zu einem »reawakening to the recalcitrance of facts«.[1] Nun hätte man sich nicht erst durch die Zerstörung der New Yorker Bürotürme daran erinnern lassen müssen, dass es reale Gewalt in der Welt gibt. Dessen ungeachtet bewirkte die Terrorattacke so etwas wie eine spontane Massenkonversion im Feld der Theorie, wobei den avancierten Theorierichtungen der Postmoderne, Konstruktivismus und Dekonstruktion, unterstellt wurde, sich als Handreichungen zum Wirklichkeitsverlust angeboten zu haben.

Eine ähnliche Reaktion, wenngleich unter veränderten Vorzeichen, stellte sich nach dem Bankencrash des Jahres 2008 ein. Hier waren es allerdings nicht die Vordenker der Postmoderne, die angeblich der Wirk-

1 Klaus R. Scherpe, Thomas Weitin, Prospekt, in: Dies. (Hg.), Eskalationen. Die Gewalt von Kultur, Recht und Politik, Tübingen/Basel 2003, S. X; Helmut Lethen, Bildarchiv und Traumaphilie. Schrecksekunden der Kulturwissenschaften nach dem 11.09.2001, in: ebd., S. 3–14; Yiannis Gabriel, The Narrative Veil: Truth and Untruths in Storytelling, in: Ders. (Hg.), Myths, Stories, and Organizations. Premodern Narratives for Our Times, Oxford u.a. 2004, S. 17–31, hier S. 26. Dies nur als drei Beispiele von vielen. – Ausführlicher dazu: Albrecht Koschorke, Unvermeidlich und nicht zu fassen. Das Reale als ästhetisch-epistemologisches Problem der Moderne, in: Jutter Müller-Tamm (Hg.), Labor der Phantasie, Berlin 2015.

© Campus Verlag GmbH

lichkeit den Boden unter den Füßen wegspekuliert hatten, sondern eine Gruppe von global vernetzten Algorithmikern und Finanzspezialisten. Zu den bitteren ökonomischen Konsequenzen, die sich aus dem nur um Haaresbreite vermiedenen Totalzusammenbruch der Finanzmärkte gerade für die schwächeren Staaten und Bevölkerungsgruppen ergaben, gesellte sich ein Derealisierungsschock eigener Art. Als ob man es nicht auch schon zuvor hätte wissen können, schien erstmalig ins öffentliche Bewusstsein zu treten, aus welchen rein virtuellen, in Art und Umfang schwindelerregenden Transaktionen das Weltfinanzsystem besteht – mit dem ironischen Effekt, dass die zuvor oft geschmähte kapitalistische Warenökonomie nun als »Realwirtschaft« zum schützenswerten Gut und nostalgischen Maß aller Dinge verklärt wurde.

Beiden Krisenmomenten folgte trotz aller Unterschiede dasselbe kulturelle Reaktionsmuster: der Appell zu einem erneuerten Realismus, zu einer Rückbesinnung auf das unbezweifelbar Wirkliche und dessen angemessene Manifestation, sowohl im kognitiven als auch im normativ-moralischen Sinn. In einer nochmals ganz anderen Weise wurde auch dem Terroranschlag auf die Redaktion der Pariser Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* umgehend eine ontologische Dimension zugesprochen. Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp sah sich durch dieses Ereignis dazu veranlasst, an die Gebildeten unter den Europäer zu appellieren, sich zu einem bildkulturellen *clash of civilizations* zu rüsten. Durch den Mord an Zeichnern, die Karikaturen des Propheten veröffentlichten, so äußerte sich Bredekamp in einem SZ-Interview, sei »Europa im Kern seines Selbstverständnisses getroffen«. Eine neue Zeit des Wagemuts und des Opfergeistes sei angebrochen, um »die große, in langen Kämpfen erstrittene Errungenschaft der abendländischen Kultur« zu verteidigen: die Unterscheidung »zwischen Bild und Gott, Bild und Körper«. Wer Bilder als Gotteslästerungen ansehe und deshalb ihre Urheber ermorde, greife nicht nur die Meinungs- und Religionsfreiheit an, sondern weigere sich, die für die westliche Bildkultur grundlegende Ablösung des Wesens von seinem Abbild, anders formuliert: den Hiatus zwischen Bild und Präsenz, mitzuvollziehen.[2] – Hier ist es also nicht der Mangel, sondern ein Zuviel des Realen, das in Alarmbereitschaft versetzt.

2 Doppelmord an Mensch und Werk. Noch nie wurde in Europa wie jetzt in Paris eine ganze Gruppe Zeichner ausgelöscht. Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp

© Campus Verlag GmbH

Aus diesen Beispielen, denen unzählige andere hinzugefügt werden könnten, geht zweierlei hervor. Erstens erweist sich die Frage, wie Zeichen und Bezeichnetes im gesellschaftlichen Symbolraum zusammenhängen, ob und wann sie eine enge Verbindung eingehen – mithin die Frage der Evidenz –, als ein in akuter Weise kulturell umstrittenes Terrain. Zweitens werfen die durch katastrophische Ereignisse reflexhaft ausgelösten Justierungen des Realitätssinns ein Licht darauf, dass die Gesellschaft, die sie vornimmt, ihrer Wirklichkeit nicht sicher ist. Sie mag sich, durch das Szenario eines ›Kampfes der Kulturen‹ entlang scheinbar alter Frontlinien herausgefordert, noch so sehr in die Brust werfen und die in ihr eingebürgerte Sichtweise als eine exklusiv moderne, ja sogar abendländische Erkenntnisleistung ausflaggen: In ihren internen Verständigungen hadert sie mit der Ungeklärtheit und Instabilität ihres eigenen Weltbezugs. Während ihre Vordenker einerseits auf dem Abstand zwischen Bildern und Dingen bestehen, klagen sie andererseits im Register einer selbstzweiflerischen Kulturkritik darüber, dass durch eben diesen Abstand die Substanz der Dinge an ihre Bilder und Simulakren, an das immer dichtere und undurchsichtigere Geflecht ihrer kulturellen Repräsentanzen verloren gegangen sei.

Die Ungewissheit hinsichtlich eines irgendwo hinter dem Schirm herrschender Realitätskonventionen anzunehmenden Realen manifestiert sich auf unterschiedlichen Niveaus. Wenn plötzlich hereinbrechende Katastrophen realer wirken als alltägliche Begebenheiten, die innerhalb kognitiver Routinen zu verarbeiten sind, so mag das einem generellen psychologischen Mechanismus entsprechen, der das Ungewohnte intensiver als das Gewohnte wahrnehmen lässt. Komplizierter verhält es sich mit dem Eindruck von *Unwirklichkeit*, der sich häufig einstellt, wenn moderne Gesellschaften der Komplexität und Abstraktheit ihrer Funktionsbedingungen innewerden. In bestimmten Umbruchperioden, wie sie durch die Epoche der Aufklärung, später der Avantgarden und aktuell durch die digitale Revolution markiert sind, erzwingt die Entwertung bis dahin fest etablierter Realitätsbestände einen tiefgreifenden Wandel der kulturellen Apperzeption. Als kognitive Herausforderung ist das Problem der Evidenz indessen auch in ruhigeren Entwicklungspha-

warnt vor einer Epoche des Bildersturms, in dem Terroristen aus Angst vor dem Gezeigten töten, in: Süddeutsche Zeitung, 12.01.2015, Feuilleton, S. 9.

© Campus Verlag GmbH

sen präsent. Wann immer die Frage nach dem Realen oder seinen begrifflichen Äquivalenten sich stellt, erhält dieses Reale den Charakter einer widersprüchlich-zwiespältigen Schwellenfigur: Es drängt dazu, sich in den gegebenen kulturellen Zeichensystemen zu repräsentieren, ohne sich jemals in vollem Umfang in solche Repräsentationen bannen zu lassen. Einerseits erweckt es in seinem Begriff die Vorstellung von etwas Eigentlichem und Wesenhaftem, dessen man andererseits aber nur in entstellter, durch gesellschaftliche Konventionalisierungen entwirklichter Form habhaft zu werden vermag. In dieser Weise bildet es einen permanenten Unruheherd der gesellschaftlichen Semiose, der immer neue alltags- und kunstästhetische Ausgestaltungen stimuliert. Die konstitutive Nicht-Feststellbarkeit des Realen macht es überdies zu einem virulenten erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Problem.

So kommt es zu einer eigentümlichen Spaltung des epistemischen Feldes, in dem sich die kulturellen Selbstverständigungen abspielen. Während die Realität für ein spontanes Weltverhalten auf unproblematische Weise gegeben scheint, haben sich Dichter, Künstler, Philosophen und ihr Tun reflektierende Wissenschaftler mit Aussagen darüber, wie die Welt ›wirklich ist‹, notorisch schwer getan. Denn was sich in sprachlichen Repräsentationen oder wissenschaftlichen Experimentalanordnungen zeigt, ist schon nicht mehr das Reale ›als solches‹, sondern gefiltert durch den Eigensinn menschlicher Erfahrung, kultureller Zeichensysteme und technischer Apparate. Zwar ist gegen solche Filter nichts auszurichten, und niemand kann sich dauerhaft ins Abseits sozialer oder apparativer Wirklichkeitsregulierungen stellen. Dennoch bleibt damit ein Ungenügen verbunden, das in Situationen der Krise zum Bewusstsein gelangt. Mit dem paradoxen Resultat, dass eine Epoche, die ein historisch einmaliges Niveau an Naturbeherrschung und Realisationsmacht erreicht hat, in ihren Selbstbildern gleichwohl den Eindruck vermittelt, ihre Verankerung in der ›Welt draußen‹ aufgegeben zu haben.

Das Dilemma des Konstruktivismus und seine Ursprünge bei Kant

Häufig wird dieses Defizit speziell der Postmoderne und ihren Theorieströmungen angelastet. Der Vorwurf trifft damit auch die Kulturwissenschaften, die viel über das Imaginäre und das Symbolische zu sagen

© Campus Verlag GmbH

wissen, aber durch das Reale – als drittes Register in der einflussreichen Systematik von Jacques Lacan – in eine eigentümliche Verlegenheit gebracht werden. Typografisch ist dies am Gebrauch von Anführungszeichen zu erkennen, wann immer ›die Wirklichkeit‹ oder ihre Synonyme zur Sprache kommen; grammatikalisch an der Vorliebe für Pluralformen, die den Weltbezug auffächern und vervielfältigen; stilistisch an einer dominant skeptischen, antipathetischen Tonlage, sobald es um ontologische Behauptungen geht – das unvermeidliche Schlagwort heißt hier: Essentialismus-Verdacht. Andererseits scheint sich aber auch die kulturwissenschaftliche Programmatik ihrer selbst nicht ganz sicher zu sein, was sich an der Zunahme einschränkender Klauseln ablesen lässt, um den Bezug auf die wirkliche Wirklichkeit nicht ganz in imaginären Konstruktionen und gesellschaftlichen Symbolisierungen verschwinden zu lassen.

Paradoxerweise wurde das Problem, dem Realen einen Ort in der Theoriebildung der Kulturwissenschaften anzuweisen, durch deren Erfolg nicht gemindert, sondern verschärft. Als neue disziplinäre Formation seit den 1980er Jahren, stark geprägt durch poststrukturalistische Theorien, haben sie dem Konstruktivismus in seinen unterschiedlichen Spielarten zur Vormachtstellung verholfen. In der Folge des *linguistic turn* wurde die Aufmerksamkeit auf Effekte der Selbstreferenz von Texten und anderen Formen der kulturellen Symbolisierung gerichtet. Den in einer Kultur herrschenden diskursiven Ordnungen wurde die Macht eines Aprioris zuerkannt, das nicht nur die Wahrnehmungen, sondern die Objektwelt als solche strukturierte und damit in gewisser Weise erzeugte. So erschien am Ende jede Realitätsbehauptung als eine soziale bzw. kulturelle Konstruktion.

Je mehr diese Betrachtungsweise die Humanwissenschaften zu dominieren begann, desto deutlicher wurde jedoch, dass sie einseitig war. Gerade in den letzten Jahren verstärken sich deshalb die Bemühungen, Kategorien wie Wahrheit und Wirklichkeit wieder zu verbindlicher Geltung zu bringen und vor ihrer kulturellen Relativierung zu schützen. Auch innerhalb des kulturalistischen Mainstreams wird der Konstruktivismus, so fruchtbar er auf vielen Gebieten auch ist – von der Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie über die Ethnografie, die Politik- und Rechtswissenschaft bis hin zur Geschichte der Naturwissenschaften –, inzwischen auf fast schon rituelle Weise mit einem einschränkenden ›Ja, aber‹ versehen. Zwar dürfe man, so lautet eine gängige Kompromissformel, nicht

© Campus Verlag GmbH

in einen naiven Abbildrealismus zurückfallen, doch sei die zeichenhafte Konstitution von Welt nicht willkürlich und müsse sich auf ein nachprüfbares Realitätssubstrat stützen, weil kollektive Wahnideen und Tatsachenfeststellungen, Ideologie und Wissenschaft sonst nicht mehr auseinanderzuhalten wären.

Doch ist das Dilemma, in das ein absolut gesetzter Konstruktivismus gerät, nicht einfach durch Kompromissformeln zu lösen. Wenn sich gegen die Einseitigkeit konstruktivistischer Ansätze ein erneuerter erkenntnistheoretischer Realismus formiert, dann ergibt sich insofern ein grundsätzliches Problem, als die konträren Perspektiven des Konstruktivismus und des Realismus/Naturalismus nicht ohne Weiteres miteinander vermittelbar sind und folglich nicht zu einem Ganzen aufaddiert werden können. Zwischen ihnen besteht vielmehr eine Art von Unschärferelation: Es ist schwer möglich, Diskurse im gleichen Maß einerseits als Systeme von referentiellen, d.h. objektabhängigen, Aussagen über die Welt aufzufassen und andererseits auf ihre kulturelle Eigenmächtigkeit hin zu beobachten. Die Einstellung des Blicks auf den konstruktiven, in die Welt intervenierenden Charakter von Zeichenprozessen und die Betonung ihrer Gebundenheit an eine vorauszusetzende Realität schließen sich ab einem bestimmten Grad logisch aus. Wer Vorgänge in der Natur als Fakten ansieht, die vom Menschen nicht beeinflusst werden können, wird den Verfahren ihrer kulturellen Symbolisierung nur ein Nebeninteresse einräumen. Wer dagegen die Evidenz von Naturgegebenheiten mit dem Argument anzweifelt, dass es sich dabei lediglich um einen Effekt innerhalb bestimmter Zeichenordnungen handle, wird die außersprachliche Referenz einer solchen Konstruktion in den Hintergrund treten lassen oder ganz suspendieren. Zwar ist die Rede von der *fabrication of facts* inzwischen gängige Münze in den Wissenschaftstheorien geworden; die Schwierigkeit liegt aber darin, dass die Berufung auf den einen Term – *fabrication* – die Bezugnahme auf den anderen Term – *facts* – undeutlich macht und umgekehrt.

Zudem kann das Problem der Entzogenheit des Realen nicht dadurch eingegrenzt und bagatellisiert werden, dass man es lediglich als eine Ausgeburt der Postmoderne mit ihren sich angeblich ins Beliebige auflösenden Sprachspielen betrachtet. Die Einsicht, dass die Welt dem Menschen allein kraft der *schöpferischen Aktivität des Erkenntnisvorgangs*, und das heißt zugleich: allein nach Maßgabe unhintergehbarer mentaler Präfigu-

© Campus Verlag GmbH

rationen, gegeben ist, hat eine sehr viel längere und respektablere Vorgeschichte. Es gibt gute Gründe dafür, ihre eigentliche Geburtsstunde, jedenfalls was die europäischen Denktraditionen betrifft, in Kants kritischer Wende in den 1780er Jahren zu sehen; Kants Transzendentalismus wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert durch Verweis auf die historischen, im 20. Jahrhundert auf die sprachlich-diskursiven Bedingungen der Möglichkeit von Wissen lediglich neu akzentuiert. Insofern hat die Aufklärung ein ambivalentes Erbe hinterlassen. Seither ist die europäische Moderne von einem Zwiespalt zwischen triumphalistischer Weltaneignung einerseits und andererseits der eher melancholischen Annahme geprägt, dass die solcherart angeeignete Welt immer schon durch menschliches Tun vorgeformt und deshalb in ihrem originären Sein verfehlt wird. Die unzweifelhaften wissenschaftlich-technischen Errungenschaften der vergangenen zwei Jahrhunderte, die nicht zuletzt zur Hervorbringung einer gänzlich neuen *materialen* Weltsphäre führen, werden kontrapunktisch von Sprach-, Bewusstseins- und Repräsentationskrisen begleitet, ja treiben diese aus sich hervor. Auch in den geschichtsphilosophischen Selbsterzählungen der Moderne findet sich deren Fortschrittszuversicht durch eine variantenreiche Entfremdungslehre konterkariert, die in sentimentalischer Manier den Verlust eines unverstellten Bezugs zur Ursprünglichkeit des Daseins betrauert. Dieser Zwiespalt hat sich, bisher jedenfalls, als unüberwindlich erwiesen und scheint geradezu – in Abwandlung von Lyotard – die *condition moderne* auszumachen. Als solche ist sie ein kulturwissenschaftlicher Tatbestand und verdient eine nähere Analyse, statt, wie es zuweilen geschieht, als Scheinproblem von der Tagesordnung genommen zu werden.

Der neue Realismus ist auch keine Lösung

Gegenüber der Vorherrschaft poststrukturalistischer Theorien in den zurückliegenden Jahrzehnten zeichnet sich inzwischen eine klare Trendumkehr ab, in deren Folge die aus dem *linguistic turn* erwachsenen sprachanalytischen und konstruktivistischen Ansätze verabschiedet und durch einen neuen Realismus, ja sogar eine neue Ontologie ersetzt werden. Dies geht mit einer zuweilen heftigen Polemik gegen die Kulturwissenschaf-

© Campus Verlag GmbH

ten einher, die sich, wie etwa bei Paul Boghossian, nach Art der *science wars* der 1990er Jahre in die Nähe des Obskurantismus gerückt finden.[3]

Bemerkenswerter jedoch ist die Tatsache, dass der Neorealismus oder auch Spekulative Realismus, der seit einiger Zeit öffentlichkeitswirksame Akzente setzt, auf nichts Geringeres als eine Generalrevision der in der Moderne dominanten Erkenntnislehren abzielt. Seinen Vertretern reicht es nicht, Korrekturbedarf gegenüber postmodernen Erkenntnis-, Zeichen- und Sprachtheorien anzumelden. Sie nehmen mehr oder weniger die gesamte Philosophie der Moderne ins Visier. So geht Graham Harman, der Begründer der sogenannten *object-oriented ontology*, zwar von Heideggers Begriffen des Werkzeugs und der Zuhandenheit aus,[4] überschreitet dann aber den Bezugsrahmen der heideggerschen Seinsphilosophie, die er der Redundanz und mangelnden Konkretheit bezichtigt,[5] in Richtung auf eine sich vom Menschen ablösende Ontologie von Beziehungen zu und zwischen Objekten. Der wahre Stein des Anstoßes für Autoren, die sich der Strömung des spekulativen Realismus zurechnen lassen, ist aber Kant, dem das Schicksal widerfährt, rückwirkend zum Stammvater der Konstruktivismen des 20. Jahrhunderts ernannt zu werden. Das wird besonders deutlich in dem prägnanten Problemaufriss von Quentin Meillassoux, der Kant vorhält, statt einer kopernikanischen in Wahrheit eine »›ptolemäische Konterrevolution‹« veranstaltet zu haben, »da es ihm ja nicht darum geht, zu behaupten, dass der Beobachter, den man unbeweglich glaubte, in Wirklichkeit um die Sonne kreist, sondern dass umgekehrt das Subjekt im Zentrum des Erkenntnisprozesses steht«.[6] Seit Kant habe sich in einem erneuerten Anthropozentrismus der Gegenstand nach den Bedingungen des menschlichen Erkenntnisapparats richten müssen, mit der Folge, »dass wir nichts erkennen können, was

3 Paul A. Boghossian, Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism, Oxford u.a. 2006.

4 Graham Harman, Tool-Being: Heidegger and the Metaphysics of Objects, Peru, IL, 2002.

5 »Wenn mehr Zeit zur Verfügung stünde, könnte leicht gezeigt werden, dass Heidegger uns zu *jedem* konkreten Thema nicht mehr zu bieten hat als das berühmte vieldeutige Drama des Verbergens und Entbergens.« Graham Harman, Objektorientierte Philosophie, in: Armen Avanessian (Hg.), Realismus Jetzt, Berlin 2013, S. 122–136, hier S. 129.

6 Quentin Meillassoux, Nach der Endlichkeit. Versuch über die Notwendigkeit der Kontingenz, Zürich/Berlin ²2013, S. 158.

© Campus Verlag GmbH

jenseits unserer Beziehung zur Welt ist«[7] – eine theoretische Haltung, die Meillassoux *Korrelationismus* nennt und als Irrweg praktisch aller nachkantischen Philosophien geißelt. Trotz philosophischer Rettungsbemühungen sei auf diese Weise die Sphäre der Dinge an sich unbegreiflich geworden; überdies habe sich die Philosophie der Möglichkeit beraubt, Aussagen über die Welt vor der Entstehung des menschlichen Bewusstseins metaphysisch zu beglaubigen. Meillassoux zufolge muss man deshalb an das vorkantische Denken anknüpfen und sogar die Theorie der primären, d.h. den Dingen selbst zugehörigen, und der sekundären, ihnen von den Menschen bloß zugeschriebenen Qualitäten wiederbeleben, um in einer cartesianischen Volte »alles, was vom Gegenstand in mathematischen Begriffen ausgesagt werden kann, als Eigenschaften des Gegenstandes an sich zu denken«.[8] Die Rehabilitation der Metaphysik, die sich bei Meillassoux allerdings mit einem radikalen Denken der Kontingenz verbindet, greift hier sogar, über die Epoche der Moderne hinweg, auf Denkformen der Frühen Neuzeit zurück.

Weniger dem argumentativen Duktus als der Geste nach geht auch Markus Gabriels philosophischer Bestseller *Warum es die Welt nicht gibt* in eine ähnliche Richtung.[9] Auch Gabriel ist es um die Wiedereinbürgerung des kantischen Dings an sich zu tun. Er behilft sich mit der Auskunft, dass die perspektivischen Erscheinungsweisen von Dingen für Menschen ontologisch gleichwertig neben den Gegenständen als solchen bestehen.[10] Deshalb könne auch nicht von *der* Welt in der Einzahl, sondern nur von einer Vielzahl von koexistierenden Gegenstandsbereichen die Rede sein. Darin besteht die Pointe von Gabriels – man muss es sagen – ebenso vorlautem wie seichtem Buch. Sie bringt sowohl das Erkenntnisproblem, wie es sich für Kant stellte, als auch den erkenntnistheoretischen Relati-

7 Ebd., S. 17.

8 Ebd., S. 15.

9 Markus Gabriel, Warum es die Welt nicht gibt, Berlin 2013.

10 Diese Lösung wird für Gabriel möglich, weil er jeden Gegenstand und jede Wahrnehmung in Abhängigkeit von einem spezifischen Sinnfeld versetzt. »Die Pointe ist, dass die Dinge an sich eben auf verschiedene Weise erscheinen. Diese Erscheinungen sind selbst Dinge an sich. Es kommt darauf an, in welchem Sinnfeld etwas erscheint. Die Pluralität der Erscheinungsweisen ist keine Illusion. Die Wirklichkeit besteht nicht aus harten Tatsachen, die sich der Erscheinung entziehen, sondern gleichermaßen aus Dingen an sich *und* aus ihren Erscheinungen, wobei auch die Erscheinungen Dinge an sich sind.« (ebd., S. 155).

© Campus Verlag GmbH

vismus der Konstruktivisten wie ein endlich durchschautes Hirngespinst zum Verschwinden. (»Der allgemeine Grundfehler des Konstruktivismus besteht darin, dass er nicht erkennt, dass es kein Problem ist, Tatsachen an sich zu erkennen.«[11]) Sofern philosophischer Fortschritt weniger darin besteht, dass Probleme gelöst werden, als vielmehr darin, dass sie sich erübrigen, scheint, nach der leichthändigen Schreibweise des in Deutschland meistgelesenen Vertreters der sich formenden neorealistischen Strömung in der Gegenwartsphilosophie zu urteilen, der Problemhorizont der Moderne als ganzer historisch und letztlich obsolet geworden zu sein.

Hier ist nicht der Ort für eine eingehendere inhaltliche Auseinandersetzung mit den genannten philosophischen Werken. Es soll genügen, einige symptomatologische Betrachtungen anzustellen. Stellvertretend sei der Essay von Meillassoux ausgewählt, der nicht ohne Grund Furore machte, da seine Argumentation über weite Strecken am stringentesten wirkt. Gleichwohl gehorcht der Text einer eigentümlichen Dramaturgie. Er setzt mit einer auch in sprachlicher Hinsicht kraftvollen Analyse des »korrelationellen Zirkels« ein, den der Verfasser überwunden zu haben behauptet: »[…] zumindest haben wir einen Ausweg in die von ihm errichtete Mauer gebrochen, die das Denken vom Großen Außen trennte – dem ewigen, dem Sein und Denken gegenüber indifferenten Ansich«.[12] Doch gerade dort, wo es die von Meillassoux als Lösung angebotene Gegenthese zu beweisen gilt, verliert der Argumentationsgang seine zwingende Kraft.[13] Er teilt damit das Schicksal vieler voraufgehender Analysen seit den Zeiten von Kants kritischer Wende, die in der Tiefenanalyse des Problems pertinenter sind als in der Abhilfe, die sie bieten. Einmal mehr scheint sich hier ein Überhang der Frage über die möglichen Antworten zu ergeben, wie dies für die erkenntnistheoretische Grundlegung der Moderne insgesamt kennzeichnend ist.

11 Ebd., S. 60f.

12 Meillassoux, Nach der Endlichkeit (s. Anm. 6), S. 90.

13 Meillassoux ist es um den Nachweis zu tun, dass die physikalische Gesetzlichkeit des Universums zwar grundlos-kontingent ist, aber gleichwohl als stabil gedacht werden kann (ebd., S. 128–137). Dazu nutzt er einen eher sophistisch anmutenden argumentativen Pfad, der von den Paradoxien des Transfiniten bei Cantor Gebrauch macht. Bezeichnenderweise wechselt er nach der Darlegung seines Lösungsvorschlags das Stilregister – von einer starken Ankündigungsrhetorik, die von einer brillanten Analyse des Problems des Realen in der Moderne getragen, letztlich aber nicht eingelöst wird, zu einer bescheideneren, vorläufigeren Diktion.

© Campus Verlag GmbH

Die skizzierten Versuche, zu einem philosophisch erneuerten Realismus oder gar zu einer post-postmodernen Metaphysik vorzudringen, treffen, das sollte deutlich geworden sein, durchaus einen wunden Punkt in der nachkantischen Denktradition. Nicht umsonst kann von den philosophischen Systemen in dieser Tradition gesagt werden, dass »ihr Referent im buchstäblichen Sinn *undenkbar* ist«,[14] weil sie genötigt sind, Objektivität, verstanden als Adäquanz zwischen Aussage und Sachverhalt, durch die schwächere und ungenügende Form einer Intersubjektivität der Bewusstseine zu ersetzen. Tatsächlich scheint jede Spielart des kantischen Apriorismus, sei er erkenntnistechnischer, sprachlicher, kultureller oder historischer Art, in letzter Konsequenz in die Unmöglichkeit zu führen, allein nur die banale Evidenz von Alltagswahrnehmungen begründen zu können, geschweige denn zu einem praxistauglichen Verständnis von Faktizität und von funktionierenden technischen Abläufen zu gelangen. Kurz, das Unvermögen dieser philosophischen Linie, die wissenschaftlichen Erfolge und den praktischen Wirklichkeitssinn moderner Gesellschaften ontologisch zu fundieren, steht den faktischen Fortschritten zwar nicht im Weg, macht aber gerade darum die Philosophie technikgeschichtlich und in der wissenschaftlichen Praxis irrelevant.

Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist allerdings anzumerken, dass selbst ein rundum gelungener ›Gegenbeweis‹ gegen Kant und seine konstruktivistischen Nachfahren, der den erkennenden Zugriff auf das Ding an sich in vollem Umfang wiederherstellen könnte, keine Erklärung dafür böte, warum sich so viele Denker der Moderne ihr Verhältnis zum Realen so schwer gemacht haben. Dasselbe würde auf all die künstlerisch-dichterischen Weltentwürfe zutreffen, die aus der Erfahrung einer zutiefst ungewissen Wirklichkeit hervorgehen. Ihnen ist eine *kulturelle Tatsächlichkeit* eigen, die kaum mit dem Hinweis auf einen schlichten Irrtum oder übersehenen philosophischen Widerspruch quittiert werden kann.

14 Ebd., S. 31.

© Campus Verlag GmbH

Funktionalität des Wirklichkeitsproblems in der Moderne

Man kann von dieser Feststellung aus noch weitergehen und die Frage aufwerfen, ob die Insistenz des Wirklichkeitsproblems in der Moderne nicht sogar ein Indiz für seine *kulturelle Notwendigkeit* ist. Eine mögliche Antwort wäre dahingehend zu finden, dass die Autonomie kultureller Prozesse, und noch grundlegender: die Behauptung menschlicher Freiheit, in ihrer jeweiligen *selbstreferentiellen Struktur* davon abhängen, den Aspekt der *Fremdreferenz* auf die Wirklichkeit ›draußen‹ in einen ontologisch verminderten Zustand der Unbestimmtheit, ja sogar der Unstimmigkeit zu rücken. Dies läuft auf die weitreichende Hypothese hinaus, dass der uneinheitliche, im Grenzfall widersprüchliche Status von Fremdreferenz in den kulturellen und wissenschaftlichen Selbstbeschreibungen der Moderne ein Moment ihres komplexen *Funktionierens*, nicht ihres Versagens, darstellt. Sie gewinnen dadurch, so lässt sich vermuten, die Flexibilität, den jeweiligen diskursiven und historischen Umständen entsprechend von Realitätsbindung auf Realitätsentlastung, von Öffnung auf Schließung gegenüber der Welt außerhalb der kulturellen Zeichenphäre, von Determination auf Autonomie umzugewichten und umgekehrt. Umgangssprachlich kann dann im selben Atemzug die Möglichkeit objektiver Wahrheit behauptet und deren Abhängigkeit – innerhalb gewisser, aber selten genau markierter Grenzen – von der Perspektive der Beteiligten eingeräumt werden. Beide Optionen schließen sich logisch aus und sind doch andererseits im kulturellen Diskurs aufeinander verwiesen.[15]

Wenn man solcherart das Reale als einen permanenten *Verhandlungsgegenstand* auffasst und dementsprechend in der *Plastizität* des Realen ein funktionales Erfordernis moderner Gesellschaften sieht, dann ist damit zwar keine zweifelsfreie metaphysische Grundlegung geschaffen. Aber immerhin lässt sich so die Lösung eines *kulturellen Rätsels* angehen und auf befriedigende Weise erklären: nämlich des Rätsels, dass eine derart realitätsmächtige Weltperiode wie die Moderne sich zugleich als eine Epo-

15 Diese Überlegungen sind näher ausgeführt in: Albrecht Koschorke, Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt am Main 2012, [3]2013, Kap. VI.

© Campus Verlag GmbH

che imaginiert, die ihren Bezug zur Natur und zum Wesensgrund der Dinge eingebüßt hat.

Wer sich mit der Beobachtung der kulturellen Empirie von Gesellschaften begnügt, ohne sie an normativen Kriterien zu messen und nach Maßgabe der Alternative von richtig und falsch zu qualifizieren, der wird leicht feststellen, dass die Wirklichkeit im Feld der Kultur nie eindeutig gegeben ist und dass ihre Evidenzen sich niemals gleichmäßig auf alle sozialen Akteure verteilen. Was als wirklich gilt und was nicht, ist vielmehr ein in höchstem Maß kontroverser Gegenstand von Kämpfen um faktische Verfügungsgewalt und symbolische Definitionsmacht, von Ausgrenzungen und Kompromissen, selektiven Aufmerksamkeiten und einem kulturell mindestens ebenso wirkmächtigen Nicht-Wahrhaben-Wollen. Weil deshalb nicht vorausgesetzt werden kann, dass alle Beteiligten an der gleichen Wirklichkeit partizipieren, ergibt sich geradezu ein zivilisatorisches Erfordernis, die Entscheidung über die ›wahre Wirklichkeit‹ mit einer Art von Tabu zu belegen. Die ›wahre Wirklichkeit‹ wird sakrosankt, indem man sie aus der Zone der menschlichen Deutungskämpfe herausverlagert und für prinzipiell unerreichbar erklärt. Um diesen exterritorialen Bezugspunkt herum bildet sich gewissermaßen ein *cordon sanitaire* von Sprachregelungen des Typs, dass die sozialen Auseinandersetzungen nur in den umkämpften Vorhöfen der Wahrheit stattfinden, während der Maßstab der Wahrheit als solcher von allen Zwistigkeiten unberührt bleiben soll. Zwar mögen machtbewehrte Dogmatiken einen Alleinvertretungsanspruch auf wahres Wissen erheben, doch kommen auch sie auf längere Sicht nicht umhin, eine gewisse Variationsbreite stillschweigender Abweichungen zuzulassen, wenn sie in der Vielstimmigkeit und Polyperspektivität gesellschaftlicher Kommunikation anschlussfähig bleiben wollen.

In jeder Gesellschaft bestehen eine Vielzahl ungleichnamiger ›Wahrheitspraktiken‹ nebeneinander, von denen einige rigide verfasst sind und sein müssen, wenn sie den ihnen aufgegebenen Zweck erfüllen sollen. Dazu zählen das Recht, in dem wahrheitsgemäße Urteile gesprochen werden müssen, die Wissenschaften, die mit mehr oder minder handfesten Wahrheitskriterien operieren, und auch der Geschichtsdiskurs, der auf dem Anspruch auf Etablierung und Sicherung unbestreitbarer historischer Wahrheit gründet (Stichwort Holocaust-Leugnung). Welche Durchsetzungskraft die Wertsphären von Recht und Wissenschaft ha-

© Campus Verlag GmbH

ben und wie stark ihre institutionelle Verankerung ist, hängt jedoch von zahlreichen Faktoren ab, die nicht wieder durch ein rigides Wahrheitsregime kontrolliert werden können, sondern dem Kräftespiel der gesellschaftlichen Kommunikation in ihrer Gänze anheimgestellt sind. So ergeben sich Situationen, in denen das eigentlich Unverhandelbare faktisch zum Gegenstand sozialer Aushandlungsprozesse wird. Die Sphäre, in der dies vorrangig geschieht, ist die Politik. Der Primat des Politischen, d.h. der Primat der Verhandelbarkeit, kann in latenten oder offenen Konflikt mit dem Wert der Wahrheit treten. Für pluralistische Systeme ist es sogar ein funktionales Erfordernis, die Wahrheitsfrage verfahrenstechnisch bis zu einem gewissen Grad zu neutralisieren. Das gilt zumal für moderne Demokratien, die einen (streng genommen unmöglichen) Mittelweg zwischen Wahrheit und Mehrheit, zwischen wissenschaftlich als Tatsache Anerkanntem, massenmedial Zumutbarem und politisch Durchsetzbarem zu finden haben.

Was diese Elastizität der Zurechnung auf das Wirkliche anbetrifft, sind moderne Gesellschaften nicht grundsätzlich von anderen unterschieden. Ihr Spezifikum scheint darin zu liegen, dass sie sich zum supponierten Realen auf eine doppelte, fast schizophren zu nennende Weise verhalten. In seiner Entzogenheit kann es, wie schon angedeutet, zwei extreme Formen annehmen: als katastrophische Überwältigung der Normalität *und* als Objekt eines ungestillten Verlangens, das von dem Gefühl eines Defizits an Leben, Präsenz, Intensität, Körperlichkeit und Berührung gespeist wird.[16] Die durch das Katastrophenphantasma geweckten Ängste sind zugleich Teil einer Faszination, die das Reale abseits gesellschaftlich normierter Verfügbarmachungen von Realität sucht – in der Art eines den eingeübten Zeichenrepertoires enthobenen Mysteriums, das gerade dadurch die kulturelle Zeichenproduktion stimuliert. Diese Faszination kann sich in bestimmten Phasen zu einem Kult des Realen steigern, der indessen nicht mehr auf eine außerweltlich-göttliche Ins-

16 Zu dieser aus der Lebensphilosophie kommenden Ideenlinie vgl. den Überblick bei Robert Buch, The Pathos of the Real: On the Aesthetics of Violence in the Twentieth Century, Baltimore 2010. Kritisch zu dem aus dieser Tradition erwachsenden Begriff des Realen bei Badiou: Aleida Assmann, Pathos und Passion. Über Gewalt, Trauma und den Begriff der Zeugenschaft, in: Geoffrey Hartman, Aleida Assmann, Die Zukunft der Erinnerung und der Holocaust, Konstanz 2012, S. 9–40, hier S. 13–17.

© Campus Verlag GmbH

tanz gerichtet ist, sondern auf die Imagination einer sich den Menschen vorenthaltenden Wirklichkeitstiefe.

In den Agrargesellschaften der Vormoderne ist es ein häufiges Phänomen, dass eine kleine, von Handarbeit entlastete Schicht über die Nichtigkeit des körperlichen Daseins sinniert, während die Mehrheit der Menschen unter dem Zwang steht, die materiellen Lebensgrundlagen für alle zu schaffen. Auch moderne Gesellschaften sind zum Teil noch so untergliedert, dass sozial Untenstehende es vorwiegend mit materiellen Vorgängen, sozial Hochstehende eher mit dem Austausch von Zeichen zu tun haben und zu einem ihrer Position gemäßen abstrakteren, tendenziell immateriellen Verständnis von Realität gelangen. Entsprechend setzt sich die Tradition einer religiös untermauerten Körperverachtung bis in die Moderne hinein fort. Aber das Eigentümliche an der modernen ›Mystik des Realen‹ ist, dass es ihr weniger um asketische Geistigkeit als vielmehr um physisch-sensorische Intensität zu tun ist. Sie fand ihre klassischen Artikulationen in der Natursehnsucht des Städters und seinem neidvollen Blick auf den naturverbunden arbeitenden Bauern oder im Körperkult der Gebildeten. Im Lauf der Zeit hat indessen der Traum vom ungeschmälerten, unmittelbaren Erleben seinen Oberschichtencharakter abgestreift und ist zu einem kollektiven, paradoxerweise gerade durch die Massenmedien verbreiteten und tief in die allgemeine Konsumkultur eingesenkten Phantasma geworden – von der Nahrungsmittelindustrie, die ›Natur pur‹ verspricht, über den immer noch auf die koloniale Phantasie der Entdeckung ›unberührter‹ Landschaften geeichten Massentourismus bis hin zu einer technisch, in absehbarer Zukunft sogar neurosensorisch stimulierten *augmented reality*.

Einbrüche des Realen

Als Chiffre einer massiven Präsenz, die indessen nicht kulturell einverleibt werden kann und sich in dem Maß entzieht, indem man sie beschwört, kann das Reale, typologisch vereinfacht, zwei Erscheinungsformen annehmen: defensiv als Unnahbares, als eine nur indirekt erschließbare Spur oder auch als widerständiger Rest; offensiv in der Figur eines katastrophischen *Einbruchs des Realen*. Grundlage für beides ist eine Polysemie, die dem Realen als einem unterbestimmten semantischen Reser-

© Campus Verlag GmbH

voir anhaftet und durch definitorische Bemühungen nicht zu beseitigen ist, will man nicht zugleich sein kulturelles Bedeutungsvolumen reduzieren: Es kann für Natur, Wahrheit, Seinsdichte, Sinnlichkeit, Materialität, Evidenz, Körper, Leben, Unmittelbarkeit, Offenbarung und das Heilige ebenso stehen wie für das Neue, die Anomalie, das schockhaft Erfahrene und die reine Gewalt. Ob nun diesem Realen in seinen vielfältigen konzeptuellen Fassungsversuchen ein Weg gebahnt und ästhetisch Einlass verschafft werden soll oder ob sein ›Einbruch‹ künstlerisch zu verarbeiten ist, in beiden Fällen entsteht dadurch eine *liminale Dynamik* am Rand des jeweiligen Wahrnehmungsfeldes, in der Kräfte der Figuration und der Defiguration ineinanderwirken.

Die Metapher des in einen geschützten Bezirk der Alltagswirklichkeit ›einbrechenden‹ Realen steht in der Nachfolge der Erhabenheitsästhetik des 18. Jahrhunderts als einer Ästhetik der kognitiven Überwältigung und sensorischen Deprivation. Insofern sie den Kollaps etablierter Wahrnehmungsmuster und Zeichenordnungen mit Merkmalen einer Offenbarungserfahrung versieht, trägt sie ein religiöses Erbe in sich. In ihren vielfältigen imaginativen Valenzen als Faszinationsfigur der Moderne – *was* bricht ein, *von wo* und *wo hinein*? – bietet sie vielfache Anlässe, um sich wie bei den Mystikern in den Abgrund zwischen der versprachlichten und durch Konventionen geregelten Realität einerseits, einem unnennbar an der Schwelle der Desartikulation und Desymbolisierung hausenden Realen andererseits zu versenken.

Überdies wird an der Idee eines einbrechenden Realen auf exemplarische Weise ersichtlich, wie ein erkenntnistheoretisches Problem, das in mancher Hinsicht die alte metaphysische Spaltung zwischen Sein und Erscheinung in eine postmetaphysische Moderne verlängert, zugleich zur ästhetischen Bearbeitung drängt. Dabei stellt es sowohl auf der Gegenstands- wie der Darstellungsebene eine immer neu zu bewältigende Herausforderung dar. Als *Gegenstand* ist das Reale notorisch unterbestimmt, auch wenn es mit fertigen Namen belegt und in dazu passende Theoriezusammenhänge eingerückt werden kann; im 20. Jahrhundert insbesondere mit Begriffen wie Schock oder Trauma.[17] Diese Sperrigkeit gegen-

17 In keiner Weise soll der traumatische Charakter der Terror- und Katastrophenerfahrungen dieses Jahrhunderts heruntergespielt werden. Dennoch ist mit Recht vor einer bedenklichen »Entgrenzung« des Traumabegriffs gewarnt worden, der in bestimmten Theoriekonstellationen die Last tragen muss, überhaupt noch einen Zu-

© Campus Verlag GmbH

über jeder Art von propositionaler Fixierung wirkt sich naturgemäß auch auf Fragen der *Darstellung* aus. Denn vom Realen als einer Sphäre außerhalb sprachlich-ästhetischer Konventionen zu sprechen, heißt notwendigerweise, die Sprache – oder andere verwendete Kunstmittel, je nach der Eigenart der Gattung oder des Mediums – an ihre jeweilige Grenze zu treiben.

Die Bezugnahme auf ein Reales, das nicht mit gesellschaftlich justierten Vorstellungen von Realität zur Deckung zu bringen ist, sprengt die eingeübten kognitiven Routinen. So bildet es den Quellgrund einer teils verstörenden, teils aber auch befreienden Unsicherheit, der neue formalästhetische Verfahren aus sich hervortreibt. Hierin liegt das verbindende Element künstlerischer Umwälzungen wie der abstrakten Malerei, der Konkreten Fotografie oder der Sprachzertrümmerungen der literarischen Avantgarde, die allesamt um das Mysterium eines direkten, nicht durch Konventionen mimetischer Abbildlichkeit gefilterten Berührt-Werdens durch das Wirkliche kreisen. Die ästhetischen Revolutionen, die auf die Sprach-, Bewusstseins- und Repräsentationskrisen um 1900 und eine dazu gegenläufige Unmittelbarkeitsmystik (»Chandos-Syndrom«) folgen, stellen insofern eine Art Paradefall des hier umrissenen Problemzusammenhangs dar. Sie bieten reiches Anschauungsmaterial dafür, in welcher Weise sich künstlerische Praktiken vom Problem des Realen herausfordern lassen. Die Epoche der Avantgarden wäre unzureichend beschrieben, ließe man es nur mit der negativen Seite ihres Programms, d.h. ihrer erklärten Abkehr vom klassischen Repräsentationismus zugunsten einer meta-ästhetischen Selbstreflexion als Kunstwerke, bewenden. Wenn die Avantgarden daran arbeiten, die Barriere zwischen Kunst und Leben nie-

gang zu erfahrbarer Wirklichkeit herzustellen: »Als überwältigender Einbruch, auf den die Psyche erst nachträglich, nach einer Latenzphase, reagiert und der ihr in der Folgezeit unverfügbar bleibt – der willentlichen Erinnerung und Symbolisierung entzogen, aber in der Buchstäblichkeit von flashbacks und Wiederholungsträumen terroristisch präsent –, eignet dem Trauma eine Struktur, an die sich die poststrukturalistische und dekonstruktive Kritik der Referenz, Repräsentation und Geschichte anbinden läßt. Diese Anbindung aber hat gravierende Konsequenzen, denn sie ermöglicht die Entgrenzung des Traumas – und das heißt am Ende unseres Jahrhunderts, die Entgrenzung des Holocaust – zum Paradigma der Geschichte schlechthin.« (Inka Mülder-Bach, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges, Wien 2000, S. 7–18, hier S. 10).

© Campus Verlag GmbH